



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

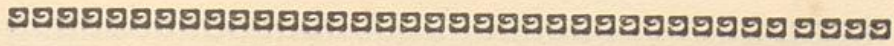
Deutsche Dichter-Abende

Loewenberg, Jakob

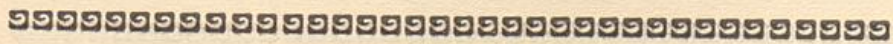
Hamburg, 1904

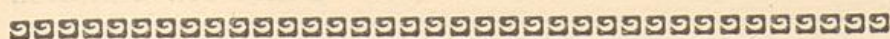
Detlev von Liliencron (1904)

urn:nbn:de:hbz:466:1-33653



Detlev von Liliencron





„Mein Lieblingslied: Wilhelmus von Nassauen.
Dann folgt der schönste Reitermarsch der Welt:
Des großen Kurfürsten. Ihr könnt mir trauen:
Er siegt bis übers höchste Sternenzelt,
Er jubelt mir ins Herz beim letzten Grauen —
Nun sinkt mein Schwert ins reiche Blütenfeld.
Doch eh' mein Sarg die Erde noch erreicht,
Brüll' ich empor, daß alles rings erbleicht:
Hurra das Leben!“

So klingt Liliencrons letzte Gedichtgabe „Bunte Beute“
aus.

Hurra das Leben! Das könnte sein Wappenspruch sein, das ist der Grundakkord, der uns aus allen seinen Dichtungen jubelnd, grollend, lachend und schmerzdurchbebt entgegenklingt. Liliencron ist Schopenhauers Widerpart; er bejaht den Willen zum Leben. Aber es ist nicht der sorgenlose, fröhlich genießende Mann, der tändelnd des Lebens Blume gepflückt, es ist der vielerfahrene, der weitemhergetriebene, der durch Druck und Drang der Erde sich emporringen mußte. Er hat auf dem Schlachtfelde die liebsten Freunde fallen sehen, und der vorbeisauende Tod hat ihn selber mit seinem Sporen berührt. Auf den einsamen Nordseeinseln hat ihn der ewige Zerstörer aus Wrack und Trümmern angegrinst, und beim Jagdang durch Heide und Wald

fühlte er leis erschauernd seine Nähe. Er weiß es, der Tod lauert hinter uns auf Schritt und Tritt, hinter jedem Kusse, hinter jeder Freude, aber trotz alledem: Hurra das Leben!

Und wie die Kämpfe da draußen, so kennt er auch die drinnen auf dem Schlachtfelde des Herzens, mit den nie ermattenden Feinden: der niederdrückenden Sorge, den wie schmeichelnde Panther schleichenden Wünschen, der Eifersucht, dem Ehrgeiz, der Reue, der Verzweiflung und trotz alledem: Hurra das Leben! Im Sturmschritt darauf los, das Schwert in der Hand muß es erobert werden, es ist des Kampfes wert.

„Sattelleere, Sturz und Staub,
Klingenkreuz und Scharten.

Trunken schwenkt die Faust den Raub
Flatternder Standarten.“

So hat Liliencron das Leben gekannt und genossen, in hundertfacher Gestaltung hat er Poesie erlebt, ehe es ihm aufdämmerte, daß sie in ihm lebte, daß er ein Gottbegnadeter sei. Er brauchte nicht wie andere Dichter, wie Zola z. B. es getan, sehen zu wollen, Studien zu machen, um lebenswahr schildern zu können, er hat das Leben unbefangen auf sich wirken lassen. Mit Sinnen, die immer frisch genug waren, um aufnehmen, immer stark genug, festhalten zu können, hat er jahrelang reiche Schätze gesammelt, hat alles mit sich und in sich getragen — und seltsam genug, nicht der stille Ritt über das Schlachtenfeld, nicht die einsame Wanderung durch Busch und Wald, nicht die tiefe Sehnsucht in der Fremde hat das Siegel gelöst. Da kam — er war schon über die Dreißig — die Stunde, die der Genius der deutschen Dichtung geküßt. Nach einem kurzen, aber an Entsagung und Entbehrung reichen Aufenthalt in Amerika war er in die Heimat zurückgekehrt. Und als er eine dort zurückgelassene Kiste öffnet und ein altes Soldatenbild ihm in die Hand fällt, schreibt er wie im Traum auf die Rückseite einen Vierzeiler — seine ersten Verse.

Da ist der Bann gebrochen, da ist das Zauberwort er-

klungen: Sesam, Sesam, tu dich auf! Und nun braucht er nur zuzulangen, da funkelt es und glüht und schimmert es von lauter Gold der Erinnerung. Was ihn erfreut und erboht, was ihn erhob und gekränkt, was er ersehnt und erträumt hat, wandelt sich ihm, gestaltet er zum Gedicht. Hurra das Leben! Und da klingt sie wieder: seine Freude am Kampf, an der Jagd, an der Natur, an Einsamkeit, an Musik, an Heimat und als höchste Lebenslust und Lebensbetätigung: die Freude an der Liebe.

Wie er das alles empfunden und genossen hat, so stark und so gesund und trotz aller frohen Sinnlichkeit frei von jeder Frivolität, keusch und rein wie die Natur, so gibt er es wieder. Und weil dieser Mensch ein so herrlicher, gesunder, kraftvoller, wilder, leidenschaftlicher, lebensfroher, ein so ganzer Kerl ist, sind seine Dichtungen ebenso. Sie können auch zuweilen unser Kopfschütteln, unser Entsetzen gar erregen, denn so ein Teufelskerl springt seine eigenen Wege, ist manchmal rücksichtslos, brutal gar, aber immer zeigen sie uns den Menschen, und ein Stück Menschheit zugleich, und nie sind sie langweilig.

(Wollten wir ihn aber über seine Seitensprünge zur Rede stellen, so würde er uns schön ansfahren: Was fällt euch ein? Bin ich denn ein Süßling? Gefallen euch meine Dichtungen nicht, so lest doch die Familienblätter oder dichtet euch selber was. Für wen denn dichte ich? Für euch? Da seid ihr schön auf dem Holzweg! Wißt ihr nicht, was ich mal einem Dichter, d. h. mir selber, zugerufen: „Kehr dich nicht daran; schreibe wie dir's ums Herz ist, lösche die Glut, wenn du brennst, was geht dich die Ästhetik der Akademiker an, was deinen Schönheitsinn entzückt. Hältst du es nicht länger aus: nimm die Feder und schreibe, jauchze dich aus auf dem Papier. Hast du eine Freude gehabt, einen Schmerz, quält dich etwas, weißt du nicht vor Glückseligkeit nach einer süßen Stunde, wohin: schreib dich nur aus, für dich. Ob das dann andere schön finden, ist ja gänzlich Wurst!“ —)

Roewenberg: Deutsche Dichter-Abende.

„Und schreien die Familienblätter Mord
 Von dir, so laß sie schreien, du kannst sie missen,
 Denn die Familienblätter sind verdorrt,
 Weil sie Geschlechtslosem die Fahne hissen.
 Sei stolz, sei frei, schreib dich, vergiß das nie.
 Und schreibst du Poesie, schreib Poesie.“

Und so schreibt er Poesie. Mit dem Mute der Wahrheit packt er das Leben, packt sich selber an. Er fühlt sich wie ein Stück Natur. Da ist nichts zu vertuschen und zu verheimlichen, so wie es ist, so ist es gut. Wie ein Schöpfer blickt er auf Welt und Leben und sich herab. Und sah, daß es gut war.

Er singt nicht, wovon nach Landes Sitte und Gebrauch der deutsche Dichter nun einmal singen muß, von Rosen und Kosen, von Minne und Mai, von Lenzeslust und Winterweh, wovon schon vor 700 Jahren Walter von der Vogelweide gesungen, aber viel kräftiger und schöner als die hunderte der Epigonen — er singt den Menschen, singt sich selber. Nicht mit Absicht, sondern unbewußt, weil er gar nicht anders kann.

Indem er aber nur von sich und für sich dichtet, schreibt er auch von uns und für uns. Wir alle fühlen ja, daß dies sein Ich auch unser Ich ist; denn der Dichter zwingt uns, es zu fühlen. Seine Dichtungen sind nicht der Wiederhall eines Widerhalls, sie tönen das Leben selber wider. Wie ein Wirbelsturm führen sie in die papierne Enrik der Siebziger- und Achtzigerjahre, daß die Fezen nach allen Seiten stoben.

Und es war hohe Zeit, daß es also geschah. Die wenigen echten Dichter jener Zeit wurden übersehen; über Rittershaus, Träger und all die Gartenlaubendichter waren große Lyriker wie Mörike, Hebbel, Keller gänzlich vergessen.

Um sich des Gegensatzes zwischen den gefeierten Dichtern jener Zeit und Liliencron recht bewußt zu werden, vergleiche man einmal seine Siciliane „Meiner Mutter“ mit einem Muttergedicht von Träger, von dem noch heute eine Literaturkunde sagt: „Das innere Leben und Fühlen des Weibes — besonders

das Mutterherz und die Mutterliebe — sind kaum jemals in-
niger geschildert worden als in Trägers Liedern.“ Und Träger
hebt also an:

„Ich höre trauern euch und klagen,
Daß kalt die Welt und liebeleer,
Und mitleidsvoll muß ich euch fragen:
Habt ihr denn keine Mutter mehr?
Habt ihr die Mutter schon vergessen,
Das treue Herz, dran ihr geruht,
Den Schoß, drin ihr so weich gesessen
So sicher wie in Gottes Hut.“

Und in dieser abgemergelten Liebesweise geht es weiter.)

✓ Aber Liliencron sieht und fühlt und singt:

„Wie oft sah ich die blassen Hände nähen
Ein Stück für mich — wie liebevoll du sorgtest!
Ich sah zum Himmel deine Augen flehen,
Ein Wunsch für mich — wie liebevoll du sorgtest!
Und an mein Bett kamst du mit leisen Zehen,
Ein Schutz für mich — wie sorgenvoll du horchtest!
Schon längst dein Grab die Winde überwehen,
Ein Gruß für mich — wie liebevoll du sorgtest.“

Das ist nur eine kleine Probe; aber sie zeigt uns doch den
ganzen Unterschied zwischen den Leib- und Magendichtern jener
Tage und Liliencron, zeigt uns auch, welche ungeheure Auf-
gabe der Dichter zu vollbringen hatte, um die Poesie von der
dürren Heide saftloser Abstraktion wieder auf die grüne Weide
kraftvoller Sinnlichkeit zu führen. Dort tönende, schöne, soge-
nannte poetische Worte, aber nichts als Worte — hier in einfach
schlichter Sprache Anschauung, Gestaltung, Leben. Da wird
von Müttern aller Welt gesagt und gesungen und über die
Empfindungen des Kindes geredet, und wir sehen nichts, wir
hören nichts, wir empfinden auch nichts; hier wird nur von der
einen, der eigenen Mutter erzählt, und wir sehen sie in den
wenigen Zeilen vor uns in der ganzen Fülle ihres Lebens und

Liebens. Nur mit einem Dankeshauch drängt sich die Empfindung des Kindes dazwischen: „Wie liebevoll du sorgtest!“ Wer gedenkt nicht dabei seiner Mutter, und wer kann von seiner Mutter mehr sagen?)

Ob Liliencron nun, wie hier, alte, gangbare Stoffe, ob er unerhört neue behandelt — die Art, wie er es tut, verrät immer die Hand des Meisters. Er besitzt eine Kraft der Anschaulichkeit, wie sie keinem andern Dichter eignet. Mit den frischen, scharfen Sinnen eines Kriegers, eines Jägers sieht und hört er; mehr als das: er hat das Auge des Malers, das Ohr des Musikers und die feine Hand des Bildhauers. Er beschreibt nicht, er schildert nicht — er gestaltet, und was er vor uns hinstellt, sehen wir, als ob wir mit den Fingern darauf weisen könnten, in voller Sinnlichkeit vor uns. Gleichviel ob wir mit ihm durch die heimatliche Landschaft reisen oder gar am Sirius hängen. Am Sirius? Wie denn?

„Wie sich Dachdecker manchmal von Turmspitzen
An starken Stricken pendelnd niederlassen,
Um da und dort die Schäden auszubessern,
Und zwischen Himmel und Erde hängen,
So hing auch ich an starkem Schwebeseile
Und saß auf einem Brett und hielt mich fest
An diesen Seilen wie in einer Schaukel.
Nur daß ich mit den Beinen baumelte
Ins Freie, statt der Turmwand zugekehrt.
Denn ich: ich hing im weiten Himmelsraum
An keinem Kirchturm, nein, am Sirius.“ —

Wie ein Kind seine Mutter, liebt Liliencron die Natur, kennt jede ihrer Regungen, belauscht jeden ihrer Atemzüge. Eine innige Liebe zu Wald und Feld, zu Wolke und Weiher, zu Spinne und Fliege, zu Pferd und Hund beseelt ihn. Er hat den einzelnen großen Buchen im Wald einen Namen gegeben, sie sind ihm eine Persönlichkeit, und als er einmal durch ein Knick fährt, läßt er halten. „Ich muß einem Birkenstämmchen

zu Hilfe kommen, das ganz von Eichengestrüpp erdrückt wird. Mein Jagdmesser schafft bald Befreiung. Dankbar schnellt das Stämmchen in die Höhe."

Es ist nicht die Natur im allgemeinen — Liliencron geht immer auf das Persönliche, Individuelle — es ist die Natur seiner Heimatprovinz, die es ihm angetan. Ein Fremder, ein Süddeutscher, würde vielleicht sagen: Was hat sie denn Reizvolles, diese Landschaft? Keine Berge, keine mächtigen Wälder, keine großen Seen. Aber Liliencron fühlt wie Andersen, der auf die Frage, wie es ihn immer wieder nach seinem unscheinbaren Dänemark ziehen könne, erwiderte: „Liebt man seine Mutter weniger, auch wenn sie nicht schön ist?“ — Und wenn man sie liebt, ist sie dann nicht schön? Und packt es uns nicht mit unsagbarer Gewalt, wenn er uns über Heide und Moor, in Knick und Bruch führt, wenn wir mit ihm übers Brachfeld oder durch den Buchwald reiten? Und selbst über ein Tümpelchen, über die öde Mergelgrube spannt er das Zauberneß seiner Dichtung, daß es unser Herz ganz gefangen nimmt.

Welche Stimmungskraft in seinen Naturschilderungen liegt, dafür nur eine kleine Probe.

„In der letzten Nacht wachte ich um zwei Uhr auf. Ein Vogel sang im Garten, wie ich es nie gehört hatte. Das war ein Singen im Traum. Ich öffnete leise das Fenster. Noch lag die Dämmerung. Der Vogel sang weiter; aus einem Kastanienbaume, der seine großen Blätter schwer hängen ließ. Es war kein eigentlicher Gesang, kein leises Zwitschern; ein fortwährendes süßes, unschuldiges Kindergeplauder. Der Trieb zum Leben war noch nicht in dem schlaftrunkenen Vogel. Er träumte wirklich. Wie lange, lange hab' ich ihm zugehört. Endlich kam ein rascher Windstoß und fuhr wie ein Polizeidiener durch Busch und Baum, im Vorbeigehen rufend: circulez, messieurs, circulez! und gehorsam fingen die Blätter an, sich zu bewegen. Mit meinem Vögeln war's vorbei.“

Und weil der Dichter so vom Leben, so von der Liebe zur

Natur ausgeht, hat seine Sprache, haben seine Bilder die Kraft des Lebens, die Frische der Natur. Liliencron ist von sprachschöpferischer Kraft, wie es nur große Dichter sind, und es ist bezeichnend für die Lebendigkeit seiner Anschauung und seiner Dichtung, daß es vor allem das Zeitwort ist, das er neu prägt, oder dem er neue Bedeutung verleiht. Mit suggestiver Gewalt zwingt er uns, zu sehen, was und wie er sieht.

„Verachtung steint und Menschenhaß
Ihm Antlitz und Geberde.“

„Langsam auf Brachfeld und Moor welkt der Tag.“
oder

„Doch unterm Schnee in Wald und Gartenkrume
Minieren Krokus schon und Osterblume.“

oder im „Maibaum“, wo Verb und Bild von unendlich feiner Prägung sind:

„Ein Wasser schwagt sich selig durchs Gelände,
Ein reifer Roggenstreich schließt ab nach Süd,
Da stützt Natur die Stirne in die Hände
Und ruht sich aus, von ihrer Arbeit müd.“

Nicht allein daß er als Jäger, Soldat, als Landmann die Dinge beim rechten Namen nennt, daß die Enten „einfallen“, daß der Adler „anhakt“, das Roß „aufprescht“ — er sieht Dinge und Bewegungen neu, wie ein Kind sie zum erstenmal sieht, er freut sich ihrer wie ein Kind und findet wie ein Kind, natürlich unter der Kontrolle des schaffenden Künstlers, neue Wörter und Beziehungen. So hat seine Sprache etwas ungemein Frisches, Ursprüngliches, Volkstümliches, Bildliches. Für den Dichter wie für das Kind gibt es nichts Lebloses auf der Welt, und fragt das Kind: Wohnt hier die Straßenbahn? so sagt der Dichter: „Durchs offne Fenster gähnt die Ruhe“; beide Male steht das Persönliche mit allen seinen lebendigen Beziehungen vor unsrer Seele.

In dieser Vermenschlichung der Dinge zeigt sich schon die Gabe, die Liliencron in höchstem Maße besitzt: Phantasie.

Es könnte seltsam erscheinen, daß er, der Dichter des Lebens, der als Realist und Naturalist Verschröene, „den bunten Vogel, der aus der Morgenröte uns besucht“, so gern willkommen heißt, daß er sich so oft tragen läßt von „dem ungeschlachteten Ungetüm, das donnernd die Flügel regt von Ozean hin zu Ozean, und sich in Höhen hebt, daß unser Nacken sich staunend nachbiegt, wie dem Erzengel, wenn glänzend er den Flug durch Wolken nimmt“.

Aber Liliencron ist nur Realist in der Darstellung, es steckt ein gut Stück Romantik in ihm, gottlob! wie denn jeder deutsche Dichter, der sich früher oder später in das Herz seines Volkes einleben will — und er ist durch und durch deutsch, norddeutsch, wenn man will — etwas vom Romantiker haben muß. Aber Liliencrons Romantik bedarf nicht der mondbeglänzten Zaubernacht, in deren Nebeldämmer alle Umrisse verschwimmen. Klar wie am Tage, wie der Tag selber, sieht er alles geschehen, in Licht und Luft und Farbe mit allen Einzelheiten. Wie im Märchen mischen sich Wirklichkeit und Phantasiegebilde. Aus dem Alltäglichen löst sich das Wunderbare, und das eine ist mit denselben hellen Augen gesehen und mit derselben erstaunlichen Anschaulichkeit dargestellt wie das andere.

Der Weihnachtsengel hat seine Botschaft gebracht und will sich fortbegeben.

„Die Fenster auf! der Engel hebt die Hacken,
Langsam erhebt er zu den Sternen sich,
Wir biegen unsre Köpfe in den Nacken,
Hoch, höher schwebt er, silberweiß; ein Strich
Verschimmert an des Mondes Sichelzacken.

Die ganze Erde ruht so feierlich.“

Wie ist da Zug um Zug jede Bewegung gesehen und zugleich jede Bewegung, die wir machen, um dem Fluge zu folgen, bis der Kopf sich wieder zur Brust neigt, um wahrzunehmen: Die ganze Erde ruht so feierlich.

Weil er nun seine Phantasiegebilde so mit den vollen Farben des Lebens malt, sie in greifbarer Anschaulichkeit vor uns hinstellt, glauben wir dem Romantiker Liliencron alles, was uns der Realist Liliencron gezeichnet, gezeigt hat, wie wir Böcklin auch seine Landschaften und Fabelwesen glauben.

Diese Phantasiegeschöpfe leben, atmen, haben Fleisch und Blut, wie nur irgend ein Wesen, das mit zwei oder vier Beinen über die Erde wandelt.

„Und eine Riesenwelle kommt gezogen,
In einer Länge, turmgroß, und die Kralle
Fällt nicht, bleibt immer gleichmäßig gebogen.

Hoch über diesem ungeheuren Schwall
Hob in der Mitte sich ein Drachentier,
Mit endlos dünnem Hals, voll Gift und Galle.

Im offenen Entenschnabel prahlt die Zier
Gräßlicher Zähne; seine Vipernzunge
Streckt sich heraus mit mörderischer Gier.

Am Deiche hebt die Welle sich im Schwunge,
Und stürzt und pläzt, und nieder kracht der Lurch,
Und bäumt sich noch einmal zum letzten Sprunge

Und reißt mein Schleswig-Holstein mitten durch.“

Aber nicht aus froher Wanderlaune und zu müßigem Spiele führt uns Liliencrons Phantasie aus Welt und Wirklichkeit hinaus: die höchsten Fragen des Lebens knüpft sie an ihren Flug, und je weiter sie sich von der Erde entfernt, je tiefer schauen wir in das menschliche Herz. Man denke nur an den Weltenbrand, an die Sintflut im Poggfred, an das herrliche Gedicht „Auf dem Aldebaran“, wo Mann und Weib, die auf Erden sich als Diener und Königin getroffen, nun auf dem roten Sterne sich als König und Sklavin gegenüberreten.

In der Gabe der Phantasie wurzelt Liliencrons Humor.

Wer unter Tränen lächeln kann, muß sich leicht beschwingt aus der öden Wirklichkeit in das bunte Reich der Sehnsucht versetzen können, muß aber auch mit einem Herzen voll Mitleid und Liebe auf das Getriebe dieser Welt herabsehen, und im Kleinen das Große, im Vergänglichen das Ewige sehen können.

Die ganze Darstellung seiner eigenen Persönlichkeit in seinen Gedichten, im Mäcen, im Poggfred — diese Darstellung des unermesslich reichen Junkers, der die wunderbarsten Kunstschätze in seinen Schlössern aufhäuft, der four-in-hands von einem Gute zum andern fährt, der mit Millionen nur so um sich wirft, hat einen tief humorvollen, oder, wenn man will, tragischen Untergrund.

Liliencron kann über ein Wort hämischer, unverständiger Kritik, das in irgend einem Winkelblättchen gestanden, außer sich geraten. Er sieht schon, wie das nun alle Zeitungen der ganzen Welt wiederholen, um ihn lächerlich, ihn tot zu machen. Das ist die böse Seite der Phantasie. Er steht „auf der Kasse“ und wartet auf einige Mark, und während er wartet, malt er sich schnell aus, wie er das Leben genießen wolle, wenn all das Geld, das da lagert, sein wäre. „Sakra, wie will ich mich amüsieren!“ Das ist die gute Seite der Phantasie. Und während er in seinem kleinen dürstigen Junggesellenstübchen in Ottensen oder Altona mit bitterem Groll an das Los des in Elend untergegangenen deutschen Dichters denkt, kommt der Humor und flüstert ihm zu: Auf nach Poggfred! Du Tor, du bist ja so reich. Deine Rosse warten im Stall, und wenn sie Flügel haben, um so herrlicher, und deiner Güter sind ja so viele, daß du sie gar nicht zählen kannst, und wenn sie im Monde liegen, um so besser, so kann kein Hagelschlag sie vernichten und kein Exekutor ihre Schätze pfänden. Du hast keine Marken, um deine Briefe zu beantworten, um deine Manuskripte fortzuschicken? Wundervoll, so verschenkst du eben Millionen.

Und da setzt er sich hin und schreibt im Mäcen sein Testament: Sechs Millionen für verschuldete Offiziere. „Ich sah's zu oft in meinem Leben, daß wegen des Quarks von einigen tausend Mark tüchtige, brave, geniale, dem Staate brauchbare Offiziere ins Elend mußten.“

Sechs Millionen für arme Witwen und Waisen, deren Ernährer durch einen Unfall ums Leben gekommen, einerlei „ob der Verblichene ein Rauhbein, ein Sößling oder was immer für ein Teufelskerl gewesen ist.“

24 Millionen für verarmte Dichter, die das liebe Vaterland verhungern und verkümmern läßt. Ich mache zwei Bedingungen: 1. Tüchtig zu geben, Summen, keine Sümmchen. 2. Keine Veröffentlichung.

Liliencron ist ein Freund von großen Zahlen. 90000 Mark ist ein „kleines Barvermögen“, und 60000 Mark jährlich ein „bescheidenes Einkommen“. Das meint er ungefähr zu derselben Zeit, als er im „Zwiegespräch“ sagt:

„Sieh her, heut sandte mir die Post zwei Mark für ein Gedicht, das mich acht Wochen kostet.“

Er verabscheut den Mammon, haßt ihn geradezu; und sehnt sich danach, wie man sich nach Unerreichbarem sehnt. Nur um zu genießen? O nein! Was er da im Testament sagt, würde er buchstäblich erfüllen, wenn er könnte. Sein Herz ist ebenso groß und reich wie seine Phantasie. Es ist kein Gedicht, sondern Tatsache, daß er einem Briefträger, der ihm ein Honorar von 10 Mark für ein Gedicht brachte, ein Honorar, auf das er sehnlichst wartete, nicht den Zehnten, sondern dreimal den Zehnten gab. Es ist Tatsache und kein Gedicht, daß er zu einer Zeit, da er selber in Not und Sorge lebte, wochenlang den Unterhalt für einen mittellosen Schriftsteller bestritt, der hilfeschend zu dem „unermesslich reichen“ Baron gekommen war. Glaubten doch vor Jahren alle jungen deutschen Dichter, mochten sie auch Liliencrons Genie bezweifeln, daß der gütergesegnete Freiherr, der Millionen ver-

schenkende Mäcen laute Wahrheit sei. Und so heißten sie seine Hilfe als ihr gutes Recht. Schwerlich haben sie es bitterer empfunden als er selber, wenn er nicht helfen konnte. Aus tiefstem Herzen klingt ihm die Poggfredstrophe:

„Ach, schenken, schenken, könnt ich immer schenken
 Und lindern, wo die Not, die Armut haust.
 Und braucht ich nie mein Geld erst zu bedenken,
 Wo ein Verzweifelter den Bart sich zaust.
 Und könnt ich alle Krämerhälse henken:
 Pfeffer in euren Schlund! und meine Faust!
 Könnt allen ich ein Tannenreis entzünden:
 Seid froh, vergeßt für immer eure Sünden.“

Kann er aber kein Geld verschenken, so gibt er, was dem Dichterherzen, dem empfangenden, noch wohler tut: Anerkennung. Dichterneid, ein sonst so üppig wucherndes Unkraut, ist etwas, was Liliencron, dem alle Pflanzen vertraut sind, nur vom Hörensagen kennt. Er muß anerkennen. Kann er kein ganzes Gedicht loben, so lobt er doch eine Strophe, ein Bild, ein Wort, streicht sie an und schreibt in seinen großen charakteristischen Zügen mit Blau- oder Rotstift an die Seite: Wunderbar! Herrlich!

Es ist bezeichnend für ihn, daß er in der autobiographischen Skizze im Literarischen Echo „Im Spiegel“ in der einen Hälfte sich selbst ironisiert, und in der anderen mit Begeisterung darzulegen sucht, daß Richard Dehmel der größte Lyriker unserer Zeit sei, daß er allein auf die Nachwelt kommen werde.

Aus seiner Phantasie und seinem naiven, guten Herzen erklären sich bei Liliencron manche Wunderlichkeiten und Widersprüche in seinen Dichtungen wie in seinem Leben.

Er warnt den Dichter vor der Ehe, die ihm den Lorbeer entreißt, und preist sehnsüchtigen Herzens das stille Herdglück der Familie. Er spottet des „teutschen Dichtertums“ und gibt Jahr auf Jahr einen Band neuer Dichtungen heraus. Er sieht mit seinem scharfen Blick aufs klarste, was um ihn vorgeht,

und erzählt allen Ernstes von irgend einem Verleger, der ihm Honorar schuldet, er sei ein vielfacher Millionär, aber dabei verfüge er zuweilen nicht über eine Mark.

Als der gute Claudius Oberlandkommissar in Darmstadt werden sollte, fragte er, der von Freunden etwas von Burgvogt und einem Haus im Walde gehört hatte, ob denn Oberlandkommissar, Burgvogt und Haus im Walde alles ein und dasselbe Ding sei. So hätte auch Liliencron, der mit dem Wandsbeker Boten manche Ähnlichkeit hat, fragen können.

Auch seine Neigung geht auf ein Haus im Walde. Wie sehr er auch die Menschen liebt, er ist eine einsame Natur, wie alle Großen, und wie gemüthlich er auch zu plaudern und scherzen versteht, seine Seele ist verschwiegen und geschlossen wie eine Rhododendronknospe in Winterszeit. Es ist mehr als ein Scherz, wenn er in der erwähnten autobiographischen Skizze sagt: „Am liebsten grübe ich mir eine Höhle in der Heide und schriebe darüber:

Lat mi tofreden.

Hier wohnt Herr Friedrich Wilhelm Schulze.

Eintritt verboten!“ —

Wie mag er, der die Einsamkeit so liebt, gelitten haben, als man ihn vor Jahren schonungslos in die Öffentlichkeit zerrte, und damals, als er als Conferencier auftreten mußte. Mußte. Das sollte man nicht vergessen, wenn man vom Lehrstuhl der satten Behaglichkeit aus über ihn urteilt.

Wie dem Dichter zumute war, als er zum erstenmal als Vorleser auftrat, erzählt er in einem Brief an seine Freunde:

„Der letzte Augenblick vorm Hineintreten in den Saal war ganz furchtbar. Ich war ganz allein in einem Nebensaal. Da nahm ich das Bild meines Töchterchens und küßte es. Da klingelte es. Der Oberstaatsanwalt, ein Oberstaatsan—walt trat zu mir, nahm mich an die Hand, flüsterte mir liebevolle, ermutigende Worte zu, und — ich war im Saal, wo sich alle Blicke voller Neugier auf mich

richteten. Ein blödsinniger Augenblick für mich menschen-scheuen Kerl. Es war alles (selbst der dazu gehörende Staats-anwalt) wie meine Hinrichtung. Noch erhöht dadurch, daß ich auf einem schräg zum Publikum stehenden Bänkchen saß.

Und da saß ich nun, ich armer Sünder. Der Staats-anwalt — genau wie vor der Hinrichtung — bestieg das Podium, um dem Publikum zu verkünden, daß der irdischen Gerechtigkeit Genüge getan werden müsse. Aber — o Wunder — mein Staatsanwalt sprach kühne, begeisterte Worte über mich.

Ich traute meinen Ohren nicht. Dann stieg er herab, ging auf mich zu und — nahm mich wie eine Sängerin an die Hand, und — — — da stand ich vorm Publikum. Ganz leise sagte ich zu mir: Donnerwetter! Und Klein-Abel*) stand bei mir. Na, nun kam das erste Wort heraus, schnarrend mit meiner krächzenden Hauptmannstimme: „Der Narr“, und nun ging's ruhig seinen Weg.“ . . .

Auch dieser Brief mit seinem eigenartigen Humor, seiner verhaltenen Wehmut, seiner starken Anschaulichkeit ist charakteristisch für Liliencron. —

Aber die Bild- und Sprachkraft, die Phantasie und der Humor machen noch nicht den Dichter aus. „Über das tiefste Wesen eines echten Dichters ist eine Erklärung nie möglich.“ Wenn man's in Worte fassen könnte, wäre es eben auszu-schöpfen; aber es ist unerschöpflich wie das Meer.

„Ein Dichter: wohl aus tausend Quellen rinnt es,
Die unterirdisch laufen, rinnt's ihm zu.“

Und aus diesen Quellen rinnt auch die Tiefe und Innigkeit des Gefühls, der Stimmungszauber, die Kraft und Leidenschaft, die seine gesamte Lyrik, vor allem aber seine Liebeslieder und seine Balladen auszeichnet. Er hat den Begriff der Ballade erweitert, indem er ihr bei aller epischen Objek-

*) sein Töchterchen.

tivität doch wieder ein Stück seiner eigenen kraftvollen Persönlichkeit beigemischt hat. Ohne lange zaudernde Vorbereitung stürmen seine Balladen daher wie ein Reiterangriff, drangvoll, wuchtig, und unter flatternden Fahnen bringen sie die Beute, das Ereignis, heim. Bezeichnend für seine Art ist das Gedicht, das, halb Lied, halb Ballade, er selber „Kleine Ballade“ nennt:

„Hoch weht mein Busch, hell klirrt mein Schild
Im Wolkenbruch der Feindesklingen.
Die malen kein Madonnenbild
Und tönen nicht wie Harfensingen.

Und in den Staub der letzte Schelm,
Der mich vom Sattel wollte stechen!
Ich schlug ihm Feuer aus dem Helm
Und sah ihn tot zusammenbrechen.

Ihr wolltet stören meinen Herd?
Ich zeigte euch die Mannesehne.
Und lachend trockne ich mein Schwert
An meines Rosses schwarzer Mähne.“

Ich habe vorhin Poggfred genannt. Ursprünglich „ein kunterbuntes Epos in 12 Cantussen“ in einem Band, ist es jetzt auf die doppelte Anzahl von Gesängen in zwei Bänden angewachsen.

Fern der Stadt, vom violenblauen Frieden der Einsamkeit umspült, liegt zwischen Wiesen und Hecken ein simples, weißes Häuschen. Von einem Seitentürmchen schaut man über Heide und Wälder, über Bruch und Brache, über Knicks und Moor. Am Horizont glänzt es hell-schimmernd auf, und die Brandung der Nordsee schallt dumpf herüber. Liliencron erwähnt seiner zuerst im „Mäcen“, seinem wunderbarsten Prosabuche. „Die Felder, das Gelände um dieses Haus heißen schon

in alten Urkunden von 1273 Poggfred. Zwei Zimmer mit einem Balkonchen hab' ich oben, zwei Zimmer und eine Küche für meinen Diener unten. Meine Aussicht sind Felder, von Knicks eingerahmt, Wiesen mit weidendem Vieh; eine Aue fließt unter meinem Tuskulum vorüber; das ist alles. Ganz in der Ferne Wälder. Auf eine Stunde ringsum keine Menschenseele. Ah, ah — —"

In dieses Häuschen, das Phantasiegebilde ist wie alle seine Güter und Schlösser, flüchtet der Dichter vor der Welt, vor sich selber, zu sich selber. Auf nach Poggfred! ruft er seiner Seele zu, wenn er des Getriebes um sich her überdrüssig geworden, wenn er den Aufschwung zu anderen Welten nehmen will. Niemand weilt bei ihm als sein alter Diener und seine treuen Hunde. Niemand? Erinnerung, Traum und Phantasie sind mit ihm eingezogen, und während er im Sessel hingelehnt, seine Upmann raucht, oder vom Türmchen über Felder und Wälder zum fernen Meer blickt, zaubern sie eine ganze Welt vor ihm, vor uns empor. Eine Dichterwelt, ein Dichterleben! Wikingierzüge und Weihnachtsfeier, Schlachtensturm und stilles häusliches Glück, Weltenbrand und Sintflut, Wut über hämische unverständige Kritiker und Fragen nach des Lebens ewigen Rätseln. Wir ziehen mit Christus nach Golgatha und erhalten Anweisung über Dicht- und Reimkunst. Napoleon, Cäsar, Hannibal und der alte Fritz erscheinen, und Sendlich, Zietzen, die vier apokalyptischen Reiter und der Dichter auf seinem Pegasus rennen um die Wette. Hei, welch ein Rennen! Erst über die Felder und Koppel, dann zurück durch die Luft, der Dichter vornweg! Ein Marsbewohner erzählt uns von einer anderen Welt, und mit dem Briefboten vom Sirius reisen wir von Stern zu Stern. Und dazwischen rauschen die Nordseewellen und flüstern die Wälder und jauchzen die Frühlingswinde, und ein Grundakkord durchtönt alles, Naturstimmung, Traum und Erinnerung: „Und sie hieß Site“.

Ein Epos ohne Helden und doch mit einem Helden, dem

Dichter selbst, dem Dichter in all seiner Größe und Tiefe, seinen Schrullen und Wunderlichkeiten, und darum trotz allem scheinbaren Wirrwarr von wundersamer Einheit. Wir brauchen nur folgen zu wollen, und wie der blaue Rauch seiner Zigarre steigen Erinnerungen und Phantasiegebilde klar und leichtbeweglich vor uns empor.

Ottaverime und Terzinen wechseln, und der Dichter bewegt sich in ihnen wie in seinem heimatlichen Platt, so leicht, so vertraut. Aber er unterscheidet doch. Wo er ein Großes, Gewaltiges verkünden will, spricht er in Terzinen; es ist, als ob der Geist Dantes mahnend hinter ihm stände.

Poggfred, Froschfrieden, „denn Frieden ist den Fröschen da beschieden“, nennt er das Häuschen, in das er sich flüchtet, um sich selber wiederzufinden, um den Stimmen seiner Brust zu lauschen, um alles, was die Welt ihm an Steinen und Blumen gegeben, mit seiner Midashand in lauterer Gold zu verwandeln. Poggfred nennt er es, Poesie heißt es.

„Zünd mir die Lichter an, von meinem Leben
Will ich dann träumen, meinem Schicksallos.
Visionen haben, in den Lüften schweben,
Die Geister kommen und es wird grandios.“

Es ist grandios geworden!

Auch in seinen epischen Prosadichtungen, in den Romanen wie in den kleinen Erzählungen, die ich viel höher werte, schimmert überall das Persönliche hindurch, ist der innerste Kern Lyrik. Gewöhnlich beginnt er in den Erzählungen mit scheinbar Nebensächlichem, stellt uns Ort und Zeit und Gelegenheit mit breiter Behaglichkeit vor Augen, um dann mit einem Sprung wie ein Raubtier, das auf seine Beute stürzt, mitten in das Ereignis hineinzusetzen. Ein Blick ins Menschenleben, ins Menschenherz — der Vorhang fällt. Wer solche Geschichten wie die Mergelgrube, das Richtschwert von Damaskus, die vergessene Hortensie und Greggert Meinstorff — die episch feinste — einmal gelesen, wird sie nie vergessen;

sie sind von machtvoller Wirkung und zeugen von reifster Künstlerschaft.)

Eine ganz neue Art der Erzählung hat Liliencron in seinen „Kriegsnovellen“ geschaffen. Während sein Poggfred an Byrons „Don Juan“ erinnert, so grundverschieden sie auch im Wesen sind, ist der Dichter meines Wissens hier ganz ohne Vorgänger, wenn er auch nicht ohne Nachfolger geblieben ist. Das ergreifende Kriegskapitel im „Jörn Uhl“, eine dichterische Leistung allerersten Ranges, wäre ohne sie wohl kaum möglich gewesen. Aber Liliencron läßt uns den Krieg nicht wie Grenssen vom Standpunkt des gemeinen Soldaten, sondern von dem des Offiziers aus erleben. So übersehen wir nicht das Schlachtfeld wie von der Höhe des Oberbefehlshabers aus und übersehen dabei vieles — und so erstickt auch nicht unser Blick im Kampf des Einzelmannes. Wir stehen zwar mitten im Kampf, aber wir sehen auch, was in beträchtlicher Entfernung um uns her vorgeht: die Schlacht löst sich in Gefechte auf.

Und vor allem eins: wir wissen, um was es sich handelt. Eine Aufgabe, ein Ziel ist dem Hauptmanne, dem Adjutanten gestellt, und wir folgen ihm mit atemloser Spannung auf den todumlauerten Ritten oder in den männermordenden Kampf: wir sind es ja selber, die das alles erleben.

Stärker als je zwingt uns der Dichter in seinen Bann. Seine alten Begleiter, Traum und Phantasie, sind in fast allen diesen Novellen weit zurückgeblieben. Er ist nur Offizier, nur Soldat, „ist von der nackten Wirklichkeit des Seins tief durchdrungen“. Mit Sinnen, wie sie der Naturmensch besitzt, wie die Gefahr sie verschärft, sieht und hört er alles um sich her. Jedes Ding, jeden Laut. Nach Jahren weiß er noch, welche Blumen da auf dem Raine mitten im Schlachtfeld geblüht haben, hört noch, wie der Kanarienvogel mitten in dem Durcheinander der wüsten Zerstörung lustig in seinem schief liegenden Käfig weiterpiept. Ruhig still, als ob er Rapport erstatte, erzählt er, kurz und bestimmt. Zuweilen sind seine

Sätze wie gehackt. Es ist, als ob die Fülle der Tatsachen die Worte überstürze. Ein eigentümliches Gefühl überkommt ihn, als er mit seiner Kompagnie in das reisende Weizenfeld tritt. „Das Friedensland mit seinen Satzungen und Gesetzen dämmert irgendwo weit, weit hinter uns.“ Doch zurück damit, zurück mit allem, was ans Herz greifen will! Nur Soldat sein! Und Liliencron ist Soldat, ist es mit leidenschaftlicher Blut. Mut, Unererschrockenheit, Begeisterung, Vaterlandsliebe verstehen sich bei ihm, dem preußischen Offizier, von selbst; aber mit einer wahrhaft jauchzenden Freude stürzt er in den todbringenden Kampf. „O Männertag! O Männerstreit!“ ruft er begeistert aus, und ein andermal: „Blast mir das Signal ‚Vorwärts!‘ am Sarg, und ich überstürme die Engel, die mir den Himmel verwehren wollen.“

Aber es ist nicht der Soldat allein, mehr noch ist es der Dichter, den der Krieg so erregt. Das Große, Gewaltige, Grausige des Krieges löst wie eine machtvolle Dichtung jede Empfindung seiner Seele aus. Und weil er es so ohne alle Rücksicht wahrheitsgetreu, lebensvoll schildert — auch das Gräßliche, Tierische — erreicht er in einer kleinen Skizze wie „Der Ioren“, „Der Narr“, „Der Richtungspunkt“ oder „Umzingelt“ eine Wirkung, wie sie nur der begeistertste Friedensfreund sich wünschen kann, die Wirkung, die jeder erschüttert empfindet: wie furchtbar, wie entsetzlich ist der Krieg! Diese Wirkung erzielt er aber nicht dadurch, daß er uns erzählt, wie viele Opfer der Krieg fordert. Ob Tausende oder Zehntausende — wir lesen es, nehmen die Zigarre vielleicht aus dem Munde, setzen das Glas ab, um nach einem Augenblicke mit verstärktem Lebensgeföhle noch einen tiefern Zug zu tun. Das Schicksal des Einzelnen, den wir kennen, den wir lieben, das ist es, was uns ergreift. Darum stellt der Dichter aus dem Chaos der Tausende eine Einzelgestalt vor uns hin, zeichnet uns mit wenigen Strichen ihren Charakter: den blonden Leutnant — den ernstesten Hauptmann, seinen treuesten Freund —

den alten Sergeanten Ciczan, der im Waldersee nachliest, was er längst im Herzen trägt — den schönen, fröhlichen General — und den jungen Rekruten. „Einer meiner Rekruten vom vorigen Winter ist immer neben mir geblieben. Jetzt seh' ich ihn noch . . . wo . . . wo . . . Alles Rauch, Flamme, Schaum, Wut . . . Da hör' ich durch all den Lärm seine gellende Stimme: Herr Leutnant, Herr Leutnant! . . . Wo . . . wo bist du . . . Mehrkens, Mehrkens, wo bist du . . . Einer umklammert meine linke Hand, fest, schraubenartig. Ich beuge mich zu ihm. Es ist mein kleiner Rekrut, der mich hält. Ein Schuß von der Seite hat ihm beide Augen weggenommen. Aber schon lösen sich seine Hände. Die Finger lassen ab, werden starr, bleiben gekrümmt . . . und er sinkt in den Blutsee.“

Das packt, das predigt mit der Stärke der Lebenswahrheit, das sagt uns mehr vom Krieg als ganze Generalstabshände oder Romanbücher. Das Herz krampft sich uns zusammen, in banger Spannung sind wir gefolgt. Und wenn dann zum Schlusse der hundertjährige Alte auf die erschlagenen Enkelkinder blödsinnig herniederlächelt — er der einzig Überlebende — oder wenn im „Todesgarten“ das Neugeborene zwischen all den in ihrer vollsten Lebenskraft gefallenen jungen Kriegern die Äuglein aufschlägt, dann durchrüttelt es uns in tiefster Seele. Wir atmen auf, wir stöhnen auf, das Auge ist feucht geworden; aber wie tröstend klingt leise das alte wehmütige Soldatenlied an unser Ohr:

„Kein schöner Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen.“

Der Hauch der Weltgeschichte durchzittert diese Novellen, der Schauer der Tragödie packt uns, wir fühlen das Schicksal, das uns erhebt, indem es uns zermalmt.

Liliencrons Kriegsgedichte und Kriegsnovellen sind die bedeutendste dichterische Gabe, die der letzte Krieg uns gebracht. So wie er hat kein anderer den alten „ewig gütigen“ Kaiser verherrlicht, so wie er die jauchzende Kriegsbegeisterung ge-

sungen. Aber aller Byzantinismus, aller Chauvinismus — wir haben zwar nur Fremdwörter für diese Dinge, aber wie vertraut sind sie uns leider geworden! — sind seiner schlichten, geraden Seele verhaßt. „Du weißt, mein Timm, wie widerwärtig mir von jeher chauvinistischer Patriotismus gewesen ist. Aber das darf ich einmal an dieser Stelle hervorheben: Meinen Kaiser und mein deutsches Vaterland, Preußen, mein Schleswig-Holstein hab' ich immer aus meinem tiefsten Herzen geliebt.“

So erreicht Liliencron in den Kriegsnovellen eine Wirkung, die er in seinen Dramen vergebens erstrebt, obgleich auch sie viel Großes und Schönes bergen und wohl des Versuches einer Aufführung wert wären. Eine Szene, wie die Sterbeszene Pipins in den „Merowingern“, enthält mehr echte Poesie, als sich im ganzen „Alt-Heidelberg“ zusammenschrappen läßt.

In seinen Dramen wie in allen seinen Dichtungen ist Liliencron in erster Linie Lyriker, vielleicht nur Lyriker. Aber man sage nicht: Nur ein Lyriker? Hat Heine nicht recht, wenn er das Lied das Kriterium der Ursprünglichkeit nennt? Und ist nicht, wie Bahr sagt, alle Poesie in ihrem innersten Kern Lyrik? Ob ein Vogelruf oder ein Schlachtenruf erklingt, ob die Hand sich zum Freundesgruß oder zum Dolchstoß ausstreckt — was in uns erregt wird, ist Stimmung, was in uns ausgelöst wird, Empfindung, Gefühl. Das ist es ja, was die Macht des Dichters bewirkt, daß er aus unserer Seele hervorholt, was in ihr schlummert, daß er es aus dem Dämmer in das hellere Licht rückt und uns vertieft, verstärkt zurückgibt, was im Grunde genommen uns schon zu eigen gewesen.

Liliencrons Reich ist begrenzt, aber es ist nicht klein. Wie weit gehen die Grenzen — um nur von den Gedichten zu sprechen — von „Der Maibaum“ bis zu „Aus einem Raubzuge“, von „Vergiß die Mühle nicht“ bis zu „Auf dem Aldebaran“, von „Ragnar Lodbrog“ bis „Pidder Lüng“, von „Die Musik kommt“ bis „In einer Winternacht“ — Grenzen, die

sich auch nach andern Richtungen hin noch unendlich weit strecken.

Man hat dem Dichter vorgeworfen, er sehe nur die Erscheinungen der Dinge, nur ihr Äußeres. Wer dringt denn in ihren Kern? Aber der Dichter sieht die Erscheinungen so, daß uns sogleich ihr Wesen mit offenbart wird, daß uns ungeahnte Beziehungen lebendig werden. Hat doch Liliencron in den wunderbaren acht Zeilen der Schwalbensiziliane, wie Franz Oppenheimer in seiner feinsinnigen Studie über den Dichter bemerkt, „die Vergänglichkeit der Kreatur im Gegensatz zur ewig unvergänglichen Natur unübertrefflich dargestellt“.

„Zwei Mutterarme, die das Kindchen wiegen,
Es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.
Maitage, trautes Aneinanderschmiegen,
Es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.
Des Mannes Kampf: Sieg oder Unterliegen,
Es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.
Ein Sarg, auf den drei Handvoll Erde fliegen,
Es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.“

Gewiß, Liliencron ist nie ein Philosoph gewesen, wenn nicht ein Philosoph der Lebensfreude. Wohl kennt er die Welt- und Lebensrätsel auch — er gestaltet sie auch zur Frage, aber sie quälen ihn nicht lange. Er fühlt es, er tastet hier an die Grenzen seines Reiches, und schnell springt er zurück in sein Land, in das ewig grüne Land des Lebens. Alles Grübelnde ist ihm zuwider wie alles Mathematische und Verstandesmäßige. Und sicherlich hat er recht, wenn er sagt: „Hebbel wäre noch ein gewaltiger Epriker geworden, hätte er weniger Verstand besessen. Ein durchdringender, grübelnder, zersetzender Verstand hindert, um den Thron eines Eprikers besteigen zu können.“

Liliencron hat ihn bestiegen. Das dürfen wir ohne Wenn und Aber sagen, die Nachwelt wird nicht anders urteilen. In einem Leben voll Kampf und Arbeit, voll heißer Dichterarbeit

— wochen-, monatelang hat er oft an einem Gedicht gefeilt — hat er ihn sich errungen, und unter den Lebenden ist keiner, der ihn ihm streitig macht.

Aber von Jugend auf hat er kämpfen müssen. Seine Eltern? Soll ich Goethe zitieren? Sein Vater war Beamter, nüchtern, pflichteifrig, ein abgesagter Feind aller Poesie; die Mutter, eine Amerikanerin, eine feinsinnige, tiefangelegte Natur, die begeistert für Literatur schwärmte. Von ihr hatte er, wie fast alle großen Dichter von ihren Müttern, sein geistiges Eigentum geerbt, von ihr auch wohl die Liebe zur Freiheit.

Seine Knabenjahre in Kiel, wo er am 3. Juni 1844 geboren wurde, sind, wie er selber erzählt, einsam gegangen. „Dazu kam die Dänenzeit. Diese allein war ein besonderer Druck auf allem. Von meinen Hauslehrern und von der Gelehrtenschule brachte ich wenig mit. Nur Geschichte hat mich bis zum heutigen Tage immer gleich mit schlagendem Herzen festgehalten. Die Mathematik, die Schleismühle des Kopfes, die mir auch bis zur Stunde eine mit tausend Schlüsseln verschlossene Tür ist, hat mir die schwersten Zeiten meines Daseins verursacht. — War ich frei, dann lief ich in den Garten, ins Holz, in die Felder, und überließ mich meinen Träumereien. Früh bin ich Jäger geworden. Mit Hund und Gewehr allein durch Heide, Wald und Busch zu streifen, wird immer mir ein Tag zu leben wert sein. Weidmannsheil!“ Dann gedenkt er mit Lust der fröhlichen, schneidigen Leutnantszeit, ihrer Freude, ihrer Rosentage, ihres scharfen Pflichtgefühls und ihrer strengen Selbstzucht. Er freut sich, daß er in seiner aktiven Militärzeit so viel hin und hergeworfen wurde, weil er dadurch Land und Leute kennen lernte. In drei Schlachten, in fünfzig Gefechten hat er gekämpft, und zweimal wurde er verwundet. Dann, nachdem er den Abschied genommen, war er einige Jahre Verwaltungsbeamter, und dann wurde er, da er gerade nichts Besseres wußte, deutscher Dichter.

Wer mehr wissen will, muß seine Dichtungen lesen, vor allem den „Poggfred“, sein poetisches Taschentuch, und den „Mäcen“, sein prosaisches. Auch da wechseln wundervolle Stimmungsbilder, Ärger über Kritik und Pseudodichtung, tiefe Blicke in Menschenleben und Menschenseele, kurze Anweisung zu einer Poetik, erträumte Kriegsnovellen, alles in buntem Durcheinander, hin und herspringend, lückenhaft und doch alles voll Seele und Sehnsucht.

In einem anderen Stücke seiner Selbstbiographie, in der Erzählung „Auf meinem Gute“, steht auch gelassen der große Satz, den er später in das goldene Buch des Jahrhunderts geschrieben. „Man muß nicht immer von sich auf andere schließen, es gibt auch einige anständig denkende Menschen.“ Aber ich denke, mit diesem Satze geht es Liliencron ebenso, als wenn jemand erzählt: „Als ich nach Hamburg kam, hatte ich keine zwölf Groschen in der Tasche.“ Wer das so ruhig und heiter, ohne irgend welche Befürchtung sagt, ist gewiß ein Millionär. Und eine unendlich reiche Herzensgüte leuchtet aus diesem wunderbaren Buch, dem Mäcen. Der Dichter, der noch selber um Anerkennung zu ringen hat, kennt nichts Heiligeres und Schöneres, als für verkannte oder nicht genügend anerkannte Dichter und Künstler — wie früh hat er auf Hugo Wolf hingewiesen! — eine Lanze zu brechen. Anzuerkennen, zu loben ist ihm Herzensbedürfnis, und wir wollen es ihm nicht vergessen, daß er auch Gustav Falke entdeckt hat. „Glücklich machen, glücklich machen!“ ruft er aus. „Helfen, helfen, frohe Gesichter leuchten sehen! Und wer ist dann der Beglücktere? Der, dem geholfen wird, oder der Helfer?“

Das ist ein Stück seines Glaubensbekenntnisses und das andere lautet:

„Ich bin ein Dichter. Laß die Menschen reden.
Was gehen mich die Menschen an, ihr Tun,
Ihr Hasten, Heucheln, ihre Wut zu herrschen
Hoch steh' ich über allem ihrem Dünkel,

Hoch über Rassenhaß und Klassenhaß,
 Hoch über Kastengeist, Parteigezänk.
 Und keinem bin ich Gegenrede schuldig
 Als mir allein, ich bin mein eigner Herr.
 Frei bin ich, frei. Ich bin ein Grandseigneur,
 Der jeden seiner Wünsche stillen kann.
 Glaubst du, daß ich mich erst besinne lange,
 Springt in des Lebens Wüste mir ein Quell
 Plötzlich zu Füßen, daß ich mich nicht bückte,
 Um mich, so viel ich mag, aus ihm zu sättigen?"

Das ist nicht die Sprache eines Übermenschen, das ist die eines Höhenmenschen. Wer will die Kämpfe ermessen, die es gekostet, bis der Dichter diese Höhe erklommen? Wer kann sagen, wie oft er an dem Abgrunde gestanden, aus dem es uns entgegengrinst: Sein oder Nichtsein? „Es ist selbstverständlich, daß der Dichter nach den gleichen Gesetzen der Moral zu leben hat wie seine Mitbürger. Aber es ist ihm dennoch mehr zu verzeihen: Seine Freude und Schmerzen sind tiefer und größer, seine Nerven feiner, seine Sinne schärfer!“ Dies Liliencronsche Wort erinnert an das andere von Lionardo da Vinci: „Wo größtes Empfinden ist, da ist auch größtes Märtyrertum“. Auch der Deich, der des Dichters Haus umfriedet, muß mit Blut gekittet sein, wenn er halten soll.

Trotz aller Gegensätze und Widersprüche ist Liliencron eine geschlossene Persönlichkeit von wunderbarer Einheit im Leben und Dichten.

Tritt in sein Zimmer und sieh, wie seine Wände von oben bis unten mit Bildern behangen sind: alte Jagdstücke, Napoleon, eine Theosophin, Kriegsbilder, der alte Fritz, ein Bauernmädchel mit einem Medusenblick, sein Knabenbildnis, seine Eltern, Thomas Wandervogel, Goethe, Storm, halbnackte Tänzerinnen, Nietzsche, sein kleines Töchterchen, ein Rosenkranz, ein Totengerippe en miniature, Böcklins Selbstbildnis mit dem Tod usw. Ein wildes Durcheinander. Aber verweile,

blick länger, genauer hin, und dich umschleicht ein eigentümliches Gefühl. Immer wieder fällt dein Blick auf das Bild im Mittelpunkt, auf Klingers Mutter und Kind, allmählich fügt sich alles, schließt sich alles zusammen und ruft dir zu: Hier wohnt ein Ausnahmemensch, ein Künstler, ein Dichter! Es ist ein Poggfred in Bildern, was du da siehst, das Hin und Her einer großen Seele, und alles voll Wehmut und Sehnsucht. Mutter und Kind!

Und die Fehler und Schwächen seiner Dichtungen? Man beruhige sich, sie fehlen nicht. Die süßen Mädels drängen sich ein wenig zu viel vor, Geschmacklosigkeiten stören uns zuweilen, Unbedeutendes macht sich breit, und manches Gedicht möchten wir gern missen. Ich weiß es, er hat einige nur aufgenommen, um gegen die saft- und blutlose Lyrik zu protestieren, um die Philister zu ärgern, wobei er freilich vergißt, daß die Philister seine Bücher gar nicht lesen. Auch noch andere Fehler ließen sich aufmußen, aber das wollen wir getrost den Ästhetikern und Literaturprofessoren überlassen.

Man soll einen fruchttragenden Baum nicht nach seinem Fallobst beurteilen. Und wie tief und weit streckt dieser Baum seine Wurzeln in das mütterliche Erdreich, wie hoch und breit wölbt sich seine Krone, und welche köstlich erquickende Früchte hat er uns gegeben! Tadelt und verwerft, soviel wie ihr wollt, aber seht euch einmal um in diesen vier Büchern Gedichte — welche Fülle an Gedichten allerersten Ranges! Wir sind glücklicherweise heute nicht mehr so weit zurück, daß man, wie Liliencron meint, eine Forderung auf Pistolen zu gewärtigen hat, wenn man einem einen Band Gedichte überreicht; aber wären wir das Volk der Denker und Dichter im höchsten Sinne, die „Ausgewählten Gedichte“ hätten nicht eines Jahrzehntes bedurft, um ein paar Auflagen zu erleben, der „Poggfred“ fehlte in keinem Hause, das auf deutsche Dichtung hält, und die „Kriegsnovellen“ hätten dem Dichter eins seiner erträumten Schlösser wirklich erbaut.

Und doch ist es besser um die Anerkennung des Dichters geworden. Das beweist die begeisterte Aufnahme, die er jüngst in Wien gefunden, das beweist die feinsinnige Huldigung der österreichischen Dichter, das auch der helle Jubel, der ihn bei der Liliencronfeier in Hamburg umbrauste. So sind Süd und Nord darin einig, daß es ein Großer, ein Unsterblicher ist, dem wir heute unseren Dank und unsere Liebe darbringen und dem wir mit frohbewegten Herzen aus seinem „Poggfred“ zurufen können:

„Es klingt ein Knabenchor, fernhin, fernhin
Wohl über tiefe, tiefe Stromesbreiten;
Die Vikingharfe rauscht fernhin, fernhin
Erinnerung aus alten, alten Zeiten;
Doch dein Gesang, hoch her, hoch hin, fernhin,
Schwebt über Harfenton und Chor und Saiten.“

